Düsseldorfer Literaturpreis

vergeben durch die

Kunst- und Kulturstiftung der Stadtsparkasse Düsseldorf

2025

Inhalt Seite

Vorwort 4

Laudatio von Dr. Maike Albath 8

Auszug aus dem Roman *Villa Sternbald oder Die Unschärfe der Jahre*, dtv, München 2024 von Monika Zeiner 14

Biografisches 22

Begründung der Jury 24

Die Jury 25

Vorwort

„Von allen Welten, die der Mensch erschaffen hat, ist die der Bücher die Gewaltigste.“

Heinrich Heine

Kunst und Kultur leben auch von finanzieller Förderung. Deshalb widmet sich die Stadtsparkasse Düsseldorf der wichtigen Aufgabe, vielseitige Kunst- und Kulturprojekte in der Region zu unterstützen.

Mit Gründung der Kunst- und Kulturstiftung im Jahre 2000 – anlässlich des 175-jährigen Jubiläums der Stadtsparkasse Düsseldorf – setzt sie die Tradition fort. Die Gründung einer Stiftung war für uns ein ideales Instrument, um die Gemeinwohlorientierung der Stadtsparkasse Düsseldorf in einen konkreten Nutzen für die Region umzusetzen. Wir verstehen uns nicht nur als Geldinstitut, sondern übernehmen – als Bank der Düsseldorfer Bürgerinnen und Bürger – gerne auch gesellschaftliche Verantwortung.

Die Stiftung widmet sich der Förderung von Projekten in der bildenden Kunst, der darstellenden Kunst, der Musik, der Literatur und des Films. Seit 2002 stellt die Vergabe des Düsseldorfer Literaturpreises – vergeben durch die Kunst- und Kulturstiftung der Stadtsparkasse Düsseldorf – das Herzstück der Literaturförderung in unserer Stiftung dar.

Der mit 20.000 Euro dotierte Preis richtet sich an Autorinnen und Autoren, deren deutschsprachiges literarisches Werk formal oder inhaltlich Bezug auf andere Künste, beispielsweise bildende und darstellende Kunst, Musik oder Medien, nimmt. Mit dieser Spezifizierung der Auswahlkriterien berücksichtigt der Literaturpreis der Kunst- und Kulturstiftung der Stadtsparkasse Düsseldorf attraktive Standortfaktoren, die für die Stadt Düsseldorf von besonderer Bedeutung sind.

Die siebenköpfige Jury, die den Preisträger oder die Preisträgerin auswählt, besteht aus: den Literaturkritikern Dr. Maike Albath, Tobias Lehmkuhl, Dr. Hubert Winkels, der Direktorin des Heinrich-Heine-Instituts, Dr. Sabine Brenner-Wilczek, der Leiterin des Literaturbüros NRW, Emily Grunert, der Geschäftsführerin

der Sparkassen-Kulturstiftung Rheinland, Dorothée Coßmann und dem Inhaber der Müller & Böhm Literaturhandlung im Heine Haus, Rudolf Müller.

Wir freuen uns, mit dem Düsseldorfer Literaturpreis der Kunst- und Kulturstiftung der Stadtsparkasse Düsseldorf einen Preis ins Leben gerufen zu haben, der durch seine anspruchsvolle Ausrichtung das Augenmerk der breiten Öffentlichkeit sowie des Fachpublikums auf den (Literatur-)Standort Düsseldorf lenkt.

Dr. Stefan Dahm

Vorstandsvorsitzender der Stadtsparkasse Düsseldorf

Stefan G. Drzisga

Geschäftsführer der Kunst- und Kulturstiftung der Stadtsparkasse Düsseldorf

Bisherige Preisträger/innen

2002	Patrick Roth
2003	Thomas Meinecke
2004	Christoph Peters
2005	Thomas Kling
2006	Katharina Hacker
2007	Jürgen Becker
2008	Ulrich Peltzer
2009	Ursula Krechel
2010	Norbert Scheuer
2011	Gisela von Wysocki
2012	Leif Randt
2013	Thomas Hettche
2014	Ralph Dutli
2015	Michael Köhlmeier
2016	Marcel Beyer
2017	Marion Poschmann
2018	Esther Kinsky
2019	Karen Duve
2020	Jackie Thomae
2021	Norbert Gstrein
2022	Emine Sevgi Özdamar
2023	Nico Bleutge
2024	Ronya Othmann

Düsseldorfer Literaturpreis

vergeben durch die
Kunst- und Kulturstiftung der Stadtsparkasse Düsseldorf

Monika Zeiner

© C. Betz

2025

Laudatio von Dr. Maike Albath

auf Monika Zeiner

Sehr geehrte Damen und Herren, liebe Monika Zeiner,

ausgerechnet Schulmöbel. Wer erinnert sich nicht an die braunen, praktischen Holzstühle mit ihren Kufen, auf denen man mit etwas Geschick gut kippeln konnte, an Bänke mit Ablage, an Lehrerschreibtische, die meistens eine Schublade und ein Seitenfach hatten. Möbel prägten nicht nur die Atmosphäre in einem Klassenzimmer, sie dienten zumindest bis in die 1960er Jahre der Disziplinierung von Schülerinnen und Schülern. Man könnte auch sagen: der Zurichtung. Stühle, Tische und Bänke verlangten eine bestimmte Körperhaltung, erzwangen Anpassung, garantierten Gehorsam. Ihr sich wandelndes Design verrät etwas über das Zeitalter, in dem sie entstanden sind. Es ist im besten Sinne konkrete Kulturgeschichte, zu Holz gewordene Pädagogik. „Generationen, nein Heerscharen von Kindern werden den Abdruck der Columba-Schulbank in Körper und Seele tragen, denn die Columba wird, so träumt Ferry, vom Fränkischen aus das Deutsche Reich und darüber hinaus vielleicht ganz Europa erobern." Mit diesen Worten präsentiert Monika Zeiner den Begründer der Schulmöbeldynastie Ferdinand Finck, genannt Ferry, von Haus aus Schreinermeister. Mitten in einem Gottesdienst beim Niederknien auf einer Kirchenbank kam ihm die Idee für die Columba – Ausdruck seines fränkischen Pragmatismus. 1897 gewann er dann mit seinem Möbel eine Medaille in Paris, und seither beweist er großes Geschick in der Erweiterung seines Imperiums, das in dem fiktiven Ort Gründlach beheimatet ist. Sogar eine große Villa lässt Ferry bauen, die Villa Sternbald. Noch sind es nur die Schulbänke, die Europa erobern, aber wie Monika Zeiner hier schon andeutet, wird die Firma in der übernächsten Generation von den politischen Veränderungen in Deutschland profitieren. „Dann werden in allen Klassenzimmern auf dem Kontinent, in Reih und Glied, die Columba-Bänke stehen, ein Heer des Lernens und der Bildung", mutmaßt Ferry. Dass Monika Zeiner in ihrem großen Roman *Villa Sternbald oder Die Unschärfe der Jahre* ausgerechnet dieses Produkt zum Glutfaden des Epochenpanoramas macht, ist einer ihrer zahlreichen glänzenden Einfälle.

Die Villa markiert genauso wie ihr Name den unnachgiebigen Ehrgeiz Ferrys: Er will zum Bürgertum aufsteigen, und zu den Insignien des

bürgerlichen Lebens gehört Kunstverständnis. Der Schreinermeister ist durchaus affizierbar, liest Kant und die Romantiker. Der Name seines Neubaus spielt sogar auf Ludwig Tiecks Künstlerroman *Franz Sternbalds Wanderungen* von 1798 über den gleichnamigen Maler an, einen Dürer-Schüler, der sich zur Klärung seiner Herkunft auf eine Reise vom Taubertal nach Flandern und später nach Italien begibt. Ferry Finck will nichts klären, er will hoch hinaus, und vor allem will er seinen sensiblen, verträumten Sohn Jean zu einem hartleibigen Jungmann heranziehen, wie es sich für das Kaiserreich gehört. Ein satisfaktionsfähiger Nachfolger soll Jean außerdem werden. Dies sind die Pole, zwischen denen die Charaktereigenschaften des männlichen Personals von Monika Zeiner changieren: Empfindsamkeit auf der einen Seite, Pflichtbewusstsein und Härte auf der anderen. Die Genealogie erstreckt sich über fünf Generationen. Zwischen den historischen Epochen kommt es zu irisierenden Überblendungen, Synchronizitäten, Spiegelungen und Wiederholungen. Bestimme Züge, wie das Interesse an Insekten oder die lebhafte Phantasie, setzen sich von Jean bis zu seinem Ururenkel Johann fort. Mit ihrem Untertitel *Die Unschärfe der Jahre* verweist Monika Zeiner auf einen Grundgedanken ihres farbenprächtigen Freskos: Die Jahre, also die Vergangenheit und Gegenwart, sind eben nicht scharf voneinander getrennt. Immer wieder stoßen die Zeitachsen aufeinander, überkreuzen sich, verfließen. Auch deshalb beschäftigt sich ihr Hauptheld Nikolas Finck, aus dessen Perspektive wir die Familie auf der Zeitebene der Gegenwart kennenlernen, immer wieder mit Fotografien. Den Auftakt von *Villa Sternbald* bildet ein pompöses Familienfest, das ebenso epische wie satirische Qualitäten entfaltet. Monika Zeiner lässt Nikolas, den abtrünnigen Sohn, der sich in Berlin als Drehbuchautor über Wasser hält, zum 103. Geburtstag seines Großvaters Henry anreisen und die Familie mit einer Mischung aus Faszination und Verachtung unter die Lupe nehmen. Er kommt dann nicht wieder weg und steht monatelang unter dem Bann seines Elternhauses. Darin ähnelt er Hans Castorp in Thomas Manns *Zauberberg,* der dem Magnetismus des Sanatoriums erliegt. Einerseits ist Nikolas mit dem flirrenden Franz Sternbald von Tieck verwandt, andererseits tritt er wie Naturforscher in Aktion und beurteilt seine Verwandtschaft aus sicherer Distanz. Dass er aus den Trümmern einer Liebesbeziehung

flieht, deren Scheitern wiederum mit der Unfähigkeit, um ein totes Kind zu trauern, zusammenhängt, ist ein Beleg für seine eigene emotionale Verstümmelung. Nun betrachtet er die Fotografien seiner Vorfahren und spürt den Verstrickungen der Familie während der NS-Zeit nach. Ihm fällt der französische Semiotiker Roland Barthes ein: Ein Foto offenbare eine Wirklichkeit, die man nicht anfassen könne. Monika Zeiner macht aus dieser verblüffenden Gleichzeitigkeit von Gewesenem und Gegenwärtigem ein ästhetisches Verfahren. Der Roman wird zu einer Partitur mit zahlreichen Reprisen, Variationen, Wiederholungen mit Tonartwechsel und einer ausgefeilten Leitmotivik. Wir gleiten zwischen den Zeitaltern hin und her, begegnen der Chronologie entsprechend zuerst dem Firmengründer Ferry, dann seinem Sohn Jean, später Henry und immer wieder Nik. Oft kommt es zu Vater-Sohn-Paaren, die eine fatale Ähnlichkeit aufweisen. Nur im Falle von Nikolaus ist es ein Mutter-Sohn-Paar; der zerstreute Vater bildet eine Leerstelle. Bestimmte Episoden tauchen mehrfach auf und werden jedes Mal anders belichtet. „Die Gegenwart, dachte ich, wächst aus der Vergangenheit heraus wie ein feines Gewebe, das in seiner Textur die Fäden und Muster früherer Zeiten fortführt, und darum lebt man in seinen Kindern weiter, weshalb ich nie Kinder gewollt hatte“, umschreibt Nik sein Verständnis. Doch nun scheint er seiner Herkunft endgültig nicht mehr entkommen zu können. Es ist eine schöne Pointe, dass ausgerechnet ein Kind, nämlich sein Neffe Johann, ihm den Zugang zu sich selbst eröffnet.

Monika Zeiner, die schon in ihrem Debüt *Die Ordnung der Sterne über Como* ihr großes Geschick im Umgang mit Figuren unter Beweis stellte, arbeitet dieses Mal mit einem hochambivalenten Helden. Und genau darin liegt die Anziehungskraft von Nikolas. Denn dieser Nik, dessen Aufenthalt in der Villa Sternbald die Rahmenhandlung bildet, ist zunächst wenig sympathisch. Er wirkt eitel und überheblich. Als Kind quälte er seinen jüngeren Bruder Sebastian mit grausamen Geschichten und erkaufte sich die Zuneigung seiner Freunde mit Geschenken. Zugleich spürt man seine existenzielle Verlorenheit. Nik ist abgrundtief einsam. Obwohl die Erziehungsmethoden in den 1970er Jahren ganz andere sind, erleidet er eine ähnliche Zurichtung wie vor ihm Jean und Henry. Während der früher so weiche

Jean seinem Sohn Henry das „Glück der Pflicht“ predigt und behauptet, man sei „Teil der Ordnung“, bekommt Nik immer wieder die pseudotolerante Aufforderung „möchtest du mir etwas sagen?“ um die Ohren gehauen. Im Dienst der Familienideologie geht es um die Brechung des männlichen Firmenerben, die Anpassung an die herrschenden Regeln und Gesetze und die Überwindung von Individualität: Für Ängste, Albträume und Wünsche ist kein Platz, Männlichkeit bedeutet Kaltherzigkeit. Der wilhelminische Drill und das Hart-wie-Kruppstahl-Ideal aus der Nazizeit mögen in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts überwunden sein, aber die Gefühlsabstinenz von Niks Mutter Konstanze ist die Fortsetzung davon. Dass sie als Substitut ausgerechnet das hoch emotionale Klavierspiel nutzt, ist besonders perfide. Denn als Kind tat Nikolas eigentlich nichts anderes, als vor dem Einschlafen auf seine im Salon musizierende Mutter zu warten. Neben der eleganten Anspielung auf Marcel Prousts *Auf der Suche nach der verlorenen Zeit,* dessen Erzähler sich allabendlich ebenfalls vergeblich nach seiner Mutter sehnt, vermittelt die Autorin hier, wie jeder in der Familie Finck vor tieferen inneren Bindungen zurückschreckt. Alles steht im Dienst der Firma. Ein Vater wie der Gründer Ferry schneidet seinen empfindsamen Sohn Jean von der, wie er findet, viel zu weichherzigen Mutter ab. Jean treibt seinem Erstgeborenen Henry auf grausame Weise die Liebe zu Tieren aus. Die kühle Konstanze, Nikolas Mutter, wehrt die Ansprüche ihrer Kinder ab, verliert sich in Trios von Schubert und greift lieber auf qualifiziertes Personal zurück, als mit Nikolas in Kontakt zu treten. Die Reaktionen auf Krisen sind floskelhaft, einen Ausweg bieten immer auch ritualisierte Familienanekdoten. Niki reagiert mit Lügen, Aufschneiderei und Diebstahl, den er damit rechtfertigt, dass er das Geld nur „genommen“ habe, schließlich sei es etwas, das weder seinem Großvater noch seinen Eltern gehöre, die es wiederum von anderen „genommen“ hätten. Als kleiner Junge offenbart er tyrannische Züge, wenn er mit der musikalischen Katharina und Eddie Theaterstücke einübt. Und auch in der Figurenkonstellation gibt es Spiegelungen: Seine Schulkameradin Katharina ist ebenso wie die von seinem Großvater umschwärmte Charlotte Stein hochmusikalisch. Aber diese jüdische Freundin, selbst eine Möbelfabrikantentochter, verschwand samt ihrem Bruder aus dem Gesichtskreis der

Fincks. Wie dies mit der Firma und der katastrophalen deutschen Geschichte verknüpft ist, ist einer der Rechercheimpulse von Nikolas. Dies ist eine weitere bittere Wendung von Monika Zeiners großartigem Roman: Einzig zu seinem Großvater Henry – und ein bisschen noch zu dem Gärtner mit dem sprechenden Namen Sanftleben – hat Nikolas in seiner Kindheit eine innigere Beziehung. Henry, dessen Taten in einem finalen Showdown zum Vorschein kommen, fühlt sich in seinen Enkel ein. Ausgerechnet er ist ein noch viel größerer Lügner als der wendige Drehbuchautor.

Es ist naheliegend, Monika Zeiners Schulmöbel-Saga mit Thomas Manns *Buddenbrooks* zu vergleichen, und tatsächlich gibt es einige Referenzen auf diese exemplarische deutsche Dekadenz-Fabel. Nikis Untauglichkeit scheint auf Hanno Buddenbrooks schwächliche Konstitution zu verweisen, genauso gut könnte man aber auch an Italo Svevos unglückliche Büroangestellte denken, die sich in einem „Zauderrhythmus", wie Sigmund Freud diese Haltung nannte, eingerichtet haben und aus Schmerzunlust in Passivität verharren. Auch Manns *Zauberberg* bildet eine Folie. Von der Bannkraft des Ortes war bereits die Rede. Dazu passt, dass Großvater Henry „der Zauberer" genannt wird, und dies war auch der Spitzname Thomas Manns, den ihm seine Kinder verpassten. Charlotte Stein ließe sich als Wiedergängerin von Madame Chauchat deuten, zumindest fällt Henry bei ihrem Anblick die türenknallende Mann-Figur ein. Zeiner reichert ihren multiperspektivischen und oft hochkomischen Gesellschaftsroman mit einer Fülle von Gesprächen über theoretische Fragestellungen an, die an die Dispute von Settembrini und Naphta gemahnen – von antisemitischen Denkfiguren im Christentum und der Reformpädagogik bis hin zum Zeit-Begriff bei Augustinus, den Gefahren der deutschen Innerlichkeit und den Untiefen der Aufklärung erläutert ihr Personal eine Fülle von Themen. Und nicht zuletzt erinnern die Wagner-Bezüge an Thomas Mann. Aber auch Tiecks *Franz Sternbald* hat etliche Spuren hinterlassen. Zumindest atmosphärisch klingt Giorgio Bassanis *Die Gärten der Finzi Contini* an, mit seinem abgeschiedenen jüdischen Großbürgertum, das von der Zeitgeschichte übermannt wird. Nikolas mit seiner sich nie erfüllenden Sehnsucht nach Katharina ist ein Liebesmelancholiker, und

da kann man sowohl eine Verbindung zu Tiecks *Franz Sternbald* mit seiner irrlichternden Suche nach der ätherischen Marie als auch zu Zeiners hinreißendem Erstling *Die Ordnung der Sterne über Como* ziehen, der in Italien spielt.

Besonders eindrucksvoll sind Monika Zeiners großflächige Tableaus, detailgenau gearbeitete Szenen, die etwas Emblematisches bekommen. So der Besuch der Uraufführung des *Tannhäuser* von Richard Wagner 1927 in Nürnberg, den der inzwischen betagte Ferry mit seiner seit Jahrzehnten verehrten Freundin Edith, einer Fotografin, deren Mann, einem erfolgreichen Reformpädagogen, sowie Jean und dem Enkel Henry absolviert. Henry bemerkt die Gelöstheit seines Vaters Jean, der sich ebenfalls von Edith angezogen fühlt, wagt es aber, ihm erstmals zu widersprechen. Henry ist befremdet von dem Wagner-Getöse und seinem verzückten Vater, die herannahende Trunkenheit durch den Nationalsozialismus liegt schon in der Luft. Zwei Reihen vor ihnen sitzt die Unternehmerfamilie Stein. Während deren nonchalante Kultiviertheit Jeans Neid entfacht, ist Henry von der Schönheit der Tochter Charlotte geblendet. Genauso virtuos vermittelt Monika Zeiner den aufziehenden Epochenbruch in einer Silvester-Szene. 1932 gibt die Familie ein großes Kostümfest in der Villa Sternbald, und Henry, der sich als Zauberer verkleidet, hat seine engsten Freunde eingeladen: das Geschwisterpaar Charlotte und Leonhardt Stein und die sportliche blonde Else, eine Schwimmerin. Die vier jungen Leute verharren in einer wahlverwandtschaftlichen Verwirrung von Begehren und Sehnsucht – noch scheint die Zukunft im Ungefähren zu liegen, genau wie die erotischen Spannungen. Und da ist sie wieder, die Unschärfe der Jahre, bei der alle Zeitschichten auf einmal präsent sind. Dass wir die Vergangenheit besuchen können wie einen offenen Raum und ihre Spuren die Gegenwart in Schwingungen versetzen, ist eines der großen Verdienste von Monika Zeiner. Ihr *Villa Sternbald oder Die Unschärfe der Jahre* ist ein grandioser Erzählrausch. Herzlichen Glückwunsch!

Monika Zeiner liest aus

Villa Sternbald oder Die Unschärfe der Jahre,
dtv, München 2024

Nach Feierabend ging ich den Kiesweg zur Villa hinauf, um mich für die Kirchweih im Nachbardorf umzuziehen. Katharina hatte mich auf dem Mofa bis zum Tor mitgenommen, und ich hatte ihre Taille von hinten umfasst und den Duft ihres unter dem Helm hervorquellenden Haars nach Shampoo und Fabrik und Lack gerochen, während wir durch den Nachmittag gefahren waren. In den Kurven hatte ich mein Kinn an die Stelle gedrückt, wo ihre Schulter in den Hals überging, und diese Mulde schien wie für mein Kinn gemacht.

Von Weitem sah ich die glitzernden Bögen der beiden Rasensprenger und hörte Musik aus dem Salon, gedehnte Töne, das Klagen eines Cellos. Ich blieb unter einem der Rasensprenger stehen, um mich abzukühlen, ging dann rüber zum Haus und sah durch die geöffnete Terrassentür meine Mutter am Klavier sitzen, neben ihr, mit dem Cello zwischen den Knien, Maren Schönthaler. Ich musste zweimal hinsehen. Das Geräusch der Rasensprenger unterlegte die Musik mit einem hinkenden Rhythmus.

»Regnet es etwa schon, Niki?«, fragte meine Mutter, als sie die Sonate beendet hatten.

Ich stand wie in einem Bilderrahmen in der Tür und konnte mich nicht bewegen.

»Was ist denn? Möchtest du mit uns Kaffee trinken?«

Ich stieg aus dem Bilderrahmen und setzte mich im nassen T-Shirt an den bereits gedeckten Tisch, und wie auf Knopfdruck schnurrte Frau Schicker herein mit der Kaffeekanne und sagte, es ziehe ein Gewitter auf, immer regne es am ersten Tag der Kirwa drüben, da könne man die Uhr danach stellen.

Während wir Kuchen aßen und meine Mutter über Schumann sprach, formte ich aus den auf der Tischdecke herumliegenden Kuchenkrümeln das Gesicht von Helmut Kohl.
Schumann, sagte meine Mutter, sei ja leider geistig umnachtet gewesen. Ein tragisches Schicksal. Ein so begnadeter Künstler, aber noch immer unterschätzt.

Ich merkte, wie sich dieser Augenblick in mein Gedächtnis senkte. Das Kaffeegeschirr, die Kuchenbrösel, die geöffneten Terrassentüren, die Vorhänge, die in ihrer Bewegung innehielten, das Lederbändchen an Marens Handgelenk, das Lächeln meiner Mutter. Und eine Erkenntnis, die mich zusammenzucken ließ: Die Welt, die du

siehst, existiert nur in deiner Anschauung. Die Welt existiert ganz allein für dich und wird verschwinden, sobald du die Augen schließt. Die Welt wird mit dir verschwinden. Die Welt wird mit dir sterben. Ich saß da und betrachtete die Kuchenkrümel in der Form von Helmut Kohls Gesicht, die Frau Schicker nachher wegwischen würde, und obgleich ich alles in heller Klarheit wahrnahm, schien es sich zu vernebeln wie bei einer überbelichteten Fotografie.

»Diesigkeit«, murmelte ich.

Maren und meine Mutter beugten sich vor.

»Das wird es sein, was Heidegger mit Diesigkeit meint«, sagte ich und stand auf.

Die singenden Kirchweihbuben, trunkene Nachfahren des Hans Sachs, trugen Lederhosen und weiße Hemden. Der Himmel war bierfarben. Ein Pärchen aus Gründlach hatte den Betzen ertanzt, Applaus, Applaus, einen struppigen Schafsbock, der an einer Hundeleine hinter dem Festzelt hervorgezerrt wurde. Das Paar walzte eine Ehrenrunde um den mit Bändern geschmückten, leicht schief stehenden Kirchweihbaum, die leicht schief stehenden Kirchweihbuben streckten ihre schweren Bierseideln zum Gleichgewichthalten in die Luft, die Mitglieder der Jugendmusikschule leierten einen Tusch und ein Prosit der Gemütlichkeit, und dann stimmte ein schnurrbärtiger Mann ein Lied an: »Ja, hat si denn der Wirt erhängt / weil er uns koa Bier einschenkt.«

Ein anderer fiel ein: »Ja, hat si denn der Wirt erhängt / weil er uns koans schenkt!

Der Wirt, der hängt am Heubodn drobn / Maßkrüg stenga rundherum / Prost Brüder Prost / dass'd Gurgel ned verrost.«

Jetzt schrie einer: »Zwetschgerkern, Zwetschgerkern / Zwetschger sind ka Pflauma / Madla wenn'd mi nimmer magst / na machst dir's mit dem Dauma.«

Und der Trupp der Kirchweihbuben brüllte: »Dirullala, dirullala / Zwetschger sind ka Pflauma / Madla wenn'd mi nimmer magst / na machst dir's mit dem Dauma.

Meine Frau und deine Frau / sind zwa schöne Rosen / meine ham die Amis gfickt / und deine die Franzosen.«

Sapperlot, dachte ich beeindruckt, das Volk der Dichter und Denker. Wir standen etwas abseits, wie Touristen, Katharina, Maren,

Jakob und ich, während Eddie in der Menge verschwunden war, und ich streckte den Bierkrug nach vorn und sang mit den Einheimischen im Chor. Katharinas Zigarettenrauch streifte mich und ihr Blick. Ihr belustigtes Kopfschütteln über mein Singen, mein schlechtes Fränkisch. Ich verstummte. Jakob machte ein Foto mit der Polaroidkamera, die ich ihm geschenkt hatte. Ein Stück Himmel, ein mit Bändern geschmückter Kirchweihbaum, und im Vordergrund tauchte Katharinas Gesicht aus der milchigen Vergangenheit auf. Er steckte sich das Bild in die Jackentasche.

Warum fotografiert er immer nur Katharina, dachte ich und sah, wie sie ihn ansah.

Im Festzelt nahm ich Maren an der Hand, damit sie nicht verlorenging. Ich solle auf sie aufpassen, hatte Professor Schönthaler zu meiner Mutter gesagt. Also zog ich sie in die mit Tannenwedeln und Plastikblumen geschmückte Bar, wo eine Lichterkette über dem Eingang im Takt der Musik abwechselnd aufleuchtete und verlosch. Wir tauchten unter einem moosgrünen Tarnvorhang der Bundeswehr hindurch und standen an einem aus Paletten gezimmerten Tresen im Allerheiligsten der Sauferei, in das die Musik der Band etwas gedämpft hereindrang. Discofox. »Marmor, Stein und Eisen bricht …« Eine Bedienung mit Herz-Ohrringen schenkte uns zwei Whiskey Cola in Gläser ein, auf die das rote Sparkassenlogo aufgedruckt war.

Neben mir lehnte einer, der sich als »der Fred« vorstellte und mir eine große, schrundige Hand hinstreckte. Er gab eine Runde filterlose Zigaretten aus. »Prost«, sagte der Fred, indem er sein Glas angestrengt fixierte, um meines nicht zu verfehlen. Der steht an diesem Tresen, als hätte er schon immer hier gestanden, während der Tresen nachträglich vor ihm aufgebaut worden ist, um ihn zu stützen, dachte ich, als er uns sein Leben erzählte, das in einen Satz passte: Er arbeitete schon seit fast dreißig Jahren drunten bei der AEG und fuhr jeden Morgen mit dem Bus in die Stadt, und abends machte er noch die Viecher, seit die Eltern nicht mehr konnten. »Es muss ja weitergehen«, sagte der Fred. »Jeden Tag muss es halt immer weitergehen.« Auf seinen geröteten Wangen verästelten sich blaue Äderchen, die langen blonden Wimpern verliehen seinem Blick etwas Sanftes. »Aber an der Kirchweih«, sagte er, indem er mit dem Zeigefinger noch eine Runde Whiskey Cola für uns bestellte, »da gelten andere Gesetze, Niggi. Da

sind bloß drei Sachen wichtig: der Alkohol, die Zigaretten, die Weiber und die Musik.«

Genau in dem Moment, als Katharina unter dem Bundeswehrtarnvorhang auftauchte, lehnte Maren ihren Kopf an meine Schulter. Jakob sah sich verwundert um. Eine Frau schob ihren Rock hoch und zeigte einem schnurrbärtigen Bewunderer einen blauen Fleck auf ihrem Oberschenkel. Der Fred rauchte und schwieg. Er roch nach Niveacreme und Tabak. Seine Wangen glänzten, weil er sie für den Kirchweihabend extra eingecremt hatte. Es war, als würde ich den Fred schon ein ganzes Leben lang kennen, sein ganzes Leben, das in einen Satz passte. Ich wollte ihm über das drahtige, wellige Haar streichen, als er plötzlich den Kopf auf seine Arme sinken ließ. Ich dachte, er würde weinen, aber er war eingeschlafen. Ich nahm ihm die brennende Zigarette aus der Hand, rauchte sie zu Ende.

Katharina stand neben Jakob am Tresen, wühlte aus ihrer Jeans-Umhängetasche einen Labello-Stift und fuhr sich damit über die Lippen, während Jakob ihr etwas ins Ohr flüsterte, indem er ihre Haare beiseiteschob. Sie lachte, unsere Blicke trafen sich. Marens Kopf lag noch immer an meiner Schulter. Ihre Augen waren geschlossen, als wäre die ganze Welt wie der Fred in einen hundertjährigen Schlaf gefallen. Ich küsste sie wach. Keine Reaktion. Ich öffnete ihre Lippen mit meiner Zunge, tastete mich in ihre Mundhöhle vor, die sich fremd und leblos anfühlte wie das Innere einer Muschel, ein glitschiges Weichtier, das schläfrig meinen Kuss erwiderte. Maren schwankte und hielt sich am Tresen fest, bevor sie sich wegdrehte und durch den Tarnvorhang hinausschlüpfte. Jakob und Katharina waren verschwunden. Der Fred hatte den Kopf auf den Tresen gelegt, lächelte im Schlaf.

Ich suchte Katharina und fand Maren. Sie kniete am Rand des Stoppelackers, der vom Flutlicht des angrenzenden Sportplatzes fahl beleuchtet war – sah aus, als verrichtete sie ein Gebet. Sie betete zum Gott des Festes und brachte ihm ein Opfer dar. Bei Maren wirkt sogar Kotzen noch ästhetisch, dachte ich und legte ihr die Hand auf den Hinterkopf, streichelte ihr übers Haar. Professor Schönthaler werde seine Tochter um Punkt Mitternacht abholen, hatten sie gesagt. Man hörte fernes Donnern. Ein warmer Wind kam aus der Weite des fahlen Stoppelackers herangeweht. Korngeruch und Staub und Grillenge-

schring. Der Sommer schien schon wieder vorbei zu sein. Der Sommer endete auf unseren Polaroidfotos.

Ich stützte Maren und führte sie zum Parkplatz, wo das Cabriolet der Schönthalers mit angeschalteten Scheinwerfern in die Dunkelheit spähte. Ihr Vater trug ein weißes Poloshirt und einen karierten Schal, und während er seine schwankende Tochter ins Auto dirigierte, warf er mir einen vorwurfsvollen Blick zu, als wäre es meine Schuld, dass seine Tochter keinen Alkohol vertrug.

Im Festzelt sei die Stimmung am Kochen, sagte der Sänger der Band ins Publikum. Ich ließ meinen Blick in die Tiefe des vom Zigarettenrauch diesigen Festzeltes schweifen bis zur Bühne, »den Schnee-, Schnee-, Schnee-, Schnee-Walzer tanzen wir«, aber ich konnte Jakob und Katharina nirgends entdecken. Dafür Eddie, der auf einer Bierbank stand und einen Krug über seinen Kopf hielt. Ich hätte Jakob nicht die Polaroidkamera schenken sollen, mit der er doch nur Katharina fotografiert, dachte ich, obwohl er immer so tat, als fotografierte er sie nur zufällig. Er schien sie erst im Objektiv der Kamera entdeckt zu haben.

Eddie zog mich zu sich hoch. Der Typ neben mir schrie mir was ins Ohr. Schob seine Hand unter meinen Arm, von der anderen Seite hakte sich Eddie unter. Der Typ zog im Takt der Musik rechts an mir, Eddie links, sodass ich abwechselnd fast entzweigerissen und zerdrückt wurde von den schunkelnden Leibern, bis sie endlich harmonierten und ich ein Teil der Bewegung geworden war. Vor der Bühne drehten sich Paare wie aufgezogen auf dem Tanzboden. »Links, rechts, vor, zurück«, grölte der Typ neben mir aus vollen Backen, sodass ihm die Ader am Hals anschwoll, an dem ein goldenes Kettchen hing. Eddie streckte mir den Bierkrug entgegen, ich trank wie aus einem heiligen Kelch und reichte ihn an den Typen neben mir weiter, der mich aus geröteten Augen gerührt ansah und ebenfalls trank.

Der Sänger mit einer imposanten, perückenähnlichen Dauerwellenfrisur raunte etwas ins Mikro, das niemand verstand, und doch verstanden wir uns blind und taub, ein Gitarrenriff, eine Lichtorgel ging an, der Bass wummerte von unten, Discofox lautete die Devise, »Resi, i hol di mit mei'm Traktor ab«, wir tanzten auf den Bänken, eine Braunhaarige mit einem an die Queen of Rock 'n' Roll erinnernden Lackledерröckchen war auf den Tisch gestiegen und defilierte an uns vorbei, jeder durfte ihr mal an den Po fassen, »Skandal im Sperrbe-

zirk«, grölte der Chor der verschwitzten Leiber wie aus einem Mund. Manchmal kippte einer vornüber und schlief ein, manchmal wünschte sich einer sein Schaukelpferd zurück, brennende Feuerzeuge, und die Band versank in Dunkelheit, während ein Spot auf den Sänger und Gitarristen gerichtet war, der auf einem Barhocker Platz genommen hatte, Gitarrengeschrammel und viele Worte, bevor die Stimme zum Refrain getragen wurde und vom Großvater sang, der sein erster Freund gewesen ist, »Großvater!«, schrie die Menge, »Großvater!«, schrie ich, und Tränen liefen mir über die Wangen.

Der Regen wischte die Tränen weg. Ich stand vor dem Festzelt und baute mir einen Joint, während ein paar Kirchweihbuben versuchten, eine Schlägerei anzufangen, aber es gelang ihnen nicht, weil sie zu besoffen waren. Die Tropfen weichten das Zigarettenpapier auf, das blau und durchsichtig wurde in meiner Hand. Ich stellte mich unter einen Lindenbaum, dessen Blätterdach im Flutlicht des angrenzenden Sportplatzes gelblich schimmerte. Er stand schon lange hier am Brunnen vor dem Tore. Schon lange verband uns die Musik und sperrte jene aus, die nicht dazugehörten, denn böse Menschen haben keine Lieder. Du wärst auch dabei gewesen, dachte ich, während ich mir den Joint anzündete, damals, als man so schön miteinander gesungen hat und nicht alles schlecht gewesen ist. Mir wurde flau im Magen.

Zwei kichernde Mädchen mit Dauerwellen und glitzernden Bomberjacken gingen vorüber, Netzstrumpfhosen, in denen sich mein Blick verfing. Sie latschten über die aufgeweichte Festwiese am Kinderkarussell vorbei, das im Flutlicht gespenstisch war mit seinen Autos und Flugzeugen und Hubschraubern und Pferdchen, die wie tot aussahen. Als wären sie früher mal lebendig gewesen. Zwei Kerle in Lederhosen pissten im dichten Regenschleier ans Karussell, einer sang: »Schiefe Absätz und in jedem Strumpf a Luch / aber saufen, saufen, saufen könn mer gnuch.«

Bevor ich ganz durchnässt war, schlug ich meinen Jackenkragen hoch und rannte zum Karussell, schwang mich über die Brüstung und kletterte in ein Flugzeug. Das aufgerissene Maul eines Pferdchens mit blauem Sattel starrte mich an. Auf dem geriffelten Aluminiumfußboden lag eine rote Plastikrose. Ich hätte Katharina so gern eine Plastikrose geschossen, dachte ich, zog am Joint und schloss die Augen, während das Karussell sich zu drehen begann, die fliegenden

Untertassen, untoten Puppen und Aerophonautiker, und alles drehte sich immer schneller. »Auf und nieder immer wieder …«

Als ich die Augen öffnete, saß Eddie in einem silbern glitzernden Hubschrauber. »Ein Prosit der Gemütlichkeit« drang vom Festzelt herüber, dann Stille, unheimliche Stille.

»Ich hab dich gsucht«, sagte Eddie.

Ich schaute in den Himmel des Karussells, dessen mit Glühbirnen versehene Metallstreben auf ein Zentrum zuliefen, und reichte ihm den Joint.

»Wenn ich mein Job verlier«, sagte Eddie und nahm einen tiefen Zug, »dann geh ich nach Amerika. Mei Urgroßvater wär auch fast nach Amerika.«

»Siehst du die Sterne?« Ich legte meinen Kopf in den Nacken, deutete nach oben. »Sie umgeben ein geometrisches Zentrum, das wir sind. Wir sind der Mittelpunkt des Universums, aber wir haben es vergessen. Die Welt erscheint uns nur, und die Welt wird mit uns sterben. Ist das jetzt ein Trost, oder ist es schrecklich?«

Eddie reichte mir den Joint aus seinem Helikopter zurück, lehnte sich mit verschränkten Armen nach hinten und betrachtete die Kuppel mit den ausgeschalteten Glühbirnen. »Mei Urgroßvater wär fast nach Amerika nach der Inflation. Er hat aber kein Geld für das Schiff ghabt. Also ist er dabliebn, der Vater oder der Großvater vom alten Finck hat ihn dann wieder eingstellt, obwohl er ein Sozi war, und mein Opa auch, bis er in den Krieg gmüsst hat, und dann ist er wieder in die Fabrik und mei Vater auch und ich auch. Aber wenn die mich jetzt entlassn, dann geh ich bestimmt nach Amerika.«

»Warum sollten sie dich denn entlassen, Eddie?«

»Und manchmal denk ich, es wär besser, sie entlassn mich, weil ich dann nach Amerika geh und nicht mehr jedn Tag in die Fabrik wie mei Vater und mei Großvater, weil – wer weiß, sonst geht noch mei Enkel in die Fabrik irgendwann. Aber vielleicht gibt's auch noch was andres wie die Fabrik, denen sind wir doch egal, die machn doch nur, was die Globalisierung verlangt. Horch, Niggi, die Globalisierung stell ich mir vor wie eine riesige Maschine, in der wir alle drinsteckn, eine Maschine, die niemand mehr versteht und die uns irgendwann nimmer braucht. Eine Maschine, die irgendwann von ganz allein funktioniert, weißt.«

»Ach was«, sagte ich. »Was meinst du denn, warum mein Großvater das alles macht? Ihm ist das Geld doch scheißegal. Das Geld darf er sowieso nicht ausgeben als Protestant. Er arbeitet und gibt euch Arbeit, damit er später in den Himmel kommt. So ist das. Er liebt euch mehr als seine Kinder und Enkelkinder, weil er an euch gute Werke tun kann und weil ihr ihm gehorchen müsst. Und deswegen bezahlt er euch Tariflohn und hat euch ein Schwimmbad gebaut, damit ihr euch nach der Arbeit erholen könnt. In einer Zeit, als es noch gar keine Tariflöhne gab, hat er euch schon ein Schwimmbad gebaut, und du sagst, ihr seid ihm egal?!«

Eddie schwieg und betrachtete den künstlichen Himmel, runzelte die Stirn. »Dei Großvater hat kein Schwimmbad gebaut. Der Stein hat das Schwimmbad für seine Arbeiter gebaut. Weißt du des ned?«

»Also«, sagte ich. »Mein Großvater hat das Schwimmbad nach dem Krieg der Gemeinde geschenkt. Sonst hätte die verfickte Gemeinde bis heute kein Schwimmbad!«

»Dei Großvater hat's der Gemeinde gschenkt, nachdem er es vom Stein gschenkt bekommen hat.«

Die Glühbirnen standen über mir wie verloschene Sterne. Ich musste nur die Augen schließen, um das Universum verschwinden zu lassen. Der Stein hatte das Schwimmbad gebaut. Das Universum existiert nur unter deinen Augenlidern.

Biografisches zu Monika Zeiner

Monika Zeiner, geboren 1971, studierte Romanistik und Theaterwissenschaften in Berlin und Neapel. 2004 schloss sie an der Freien Universität Berlin mit einer Promotion über die Liebesmelancholie im Mittelalter ab. Sie schrieb Hörspiel- und Theatertexte und ist Sängerin und Texterin der Italo-Swing-Band Marinafon unter dem Künstlernamen Mona Stinelli. Monika Zeiner lebt mit zwei Töchtern und ihrem Lebensgefährten in Berlin.
Ihr Debütroman *Die Ordnung der Sterne über Como* stand 2013 auf der Shortlist des Deutschen Buchpreises, erhielt den Publikumspreis der lit.COLOGNE und wurde für den aspekte-Literaturpreis nominiert. Ihr zweiter Roman *Villa Sternbald oder Die Unschärfe der Jahre*, der 2024 erschien, erhielt ebenfalls eine sehr positive Resonanz. Der Roman wurde von der Literaturredaktion des Deutschlandfunk unter die zehn besten deutschsprachigen Romane aus dem Jahr 2024 gewählt und stand auf der SWR Bestenliste im Dezember 2024 auf Platz 5 und im Februar 2025 auf Platz 7.

Werke:

Der Blick der Liebenden und das Auge des Geistes: Die Bedeutung der Melancholie für den Diskurswandel in der Scuola Siciliana und im Dolce Stil Nouvo, Winter, Heidelberg 2006.

Die Ordnung der Sterne über Como (Roman), Blumenbar, Berlin 2013.

Villa Sternbald oder Die Unschärfe der Jahre (Roman), dtv, München 2024.

Auszeichnungen

2007	Werkstattstipendium der Jürgen-Ponto-Stiftung 2007
2013	Silberschweinpreis der lit.COLOGNE 2013
2013	Shortlist Deutscher Buchpreis 2013
2014	Stipendiatin des Deutschen Literaturfonds
2015	Arbeitsstipendium für Schriftstellerinnen und Schriftsteller der Kulturverwaltung des Berliner Senats
2016	Comburg-Stipendium der Stadt Schwäbisch Hall
2025	London-Stipendium des Deutschen Literaturfonds

Begründung der Jury

von Dr. Maike Albath

Es beginnt mit einer glänzenden Idee, die ein ganzes Jahrhundert zeitgeschichtlich und literarisch in Schwingungen versetzt: Monika Zeiner erfindet einen fränkischen Schulmöbelfabrikanten und macht ihn zum Mittelpunkt ihres Familienpanoramas *Villa Sternbald oder Die Unschärfe der Jahre*. In ihrem episch ausgreifenden Roman, der fünf Generationen umfasst, lässt sie ihren Helden Nikolas Finck, einen verkrachten Drehbuchautor aus Berlin, zum 103. Geburtstag des Großvaters Henry anreisen und anschließend monatelang in seinem Elternhaus verharren. Als schwarzes Schaf der Familie wird er mehr geduldet als freudig aufgenommen, streut Sand ins Getriebe des geschäftigen Alltags und beginnt, den Mythen der stolzen Unternehmerdynastie auf die Schliche zu kommen. In elegant ineinander verfugten Rückblenden scheint nicht nur die qualvolle Kindheit von Nikolas auf, sondern auch die Phase der Gründung und Expansion der Firma und die Einschnitte durch die Weltkriege. Auch in diesem Unternehmen steckt mehr deutsche Vergangenheit, als es die Familienlegenden erlauben. Monika Zeiner, 1971 geboren, spielt in ihrem sprachlich überzeugend gestalteten Roman virtuos mit erzählerischen Traditionen des 20. Jahrhunderts, die von Ludwig Tieck über Heimito von Doderer bis zu Thomas Mann und Giorgio Bassani reichen. Mit *Villa Sternbald oder Die Unschärfe der Jahre* gelingt ein ebenso faszinierendes wie mitreißendes Epochenbild.

© Buchmesse Leipzig

Dr. Maike Albath wurde 1966 in Braunschweig geboren. Sie studierte Romanistik und Germanistik in Berlin und Italien, 1996 promovierte sie über den italienischen Lyriker Andrea Zanzotto. Maike Albath ist seit 1993 Autorin und Moderatorin beim Deutschlandfunk und Deutschlandfunkkultur.

Sie schreibt u. a. für die Süddeutsche Zeitung und Die Zeit. 1997 wird sie mit dem Joachim-Tiburtius-Preis für ihre Dissertation, 2002 mit dem Alfred-Kerr-Preis für Literaturkritik, 2006 mit der „Übersetzerbarke“ des Verbandes deutschsprachiger Übersetzer ausgezeichnet. Sie war Jurorin beim Deutschen Buchpreis 2011, sowie von 2016 bis 2018 beim Preis der Leipziger Buchmesse. Seit 2003 ist sie Moderatorin und Beraterin des Erlanger Poetenfests.
Seit 2021 ist sie ordentliches Mitglied in der Akademie der Wissenschaften und der Literatur Mainz.

Veröffentlichungen sind u. a.: *Der Geist von Turin. Pavese, Ginzburg, Einaudi und die Wiedergeburt Italiens nach 1943*, Berenberg, Berlin 2010, *Rom, Träume. Moravia, Pasolini, Gadda und die Zeit der Dolce Vita*, Berenberg, Berlin 2013, *Italo Svevo. Ein Leben in Bildern*, Deutscher Kunstverlag, Berlin/München 2015, *Trauer und Licht. Lampedusa, Sciascia, Camilleri und die Literatur Siziliens*, Berenberg, Berlin 2019 und *Bitteres Blau. Neapel und seine Gesichter*, Berenberg, Berlin 2024.
Im Rundfunk: *Im Rausch. Schriftstellerinnen und Abhängigkeit*, Feature SWR 2021, *Wege nach unten. Armut in der Literatur*, Deutschlandfunkkultur 2021, *Ansteckung. Seuchen in der Literatur*, Feature, Deutschlandfunkkultur 2020 und *Widerspenstige Anmut. Das italo-slawische Triest*, Feature, Deutschlandfunkkultur 2019.

© Nicole Brühl

Dr. Sabine Brenner-Wilczek, geboren 1976, wurde nach dem Studium der Germanistik und Medienwissenschaft 2003 an der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf promoviert.
Seit 1999 arbeitet sie in Heines Geburtsstadt als Wissenschaftlerin am Heinrich-Heine-Institut. Von 2007 bis 2009 war sie Leiterin des Stadtmuseums Ludwig Erhard, des Stadtarchivs, der Stadtbibliothek und der Städtischen Sammlungen in Fürth, bevor sie 2009 zur Direktorin des Heinrich-Heine-Instituts berufen wurde.
Sie ist Herausgeberin des Heine-Jahrbuchs und der Heine-Studien und kuratierte zahlreiche Ausstellungen, darunter *175 Jahre Deutschland. Ein Wintermärchen* (Heinrich-Heine-Institut Düsseldorf, 14.12.2019 – 01.03.2020) und *Ideen! Zur Straße der Romantik und Revolution* (Heinrich-Heine-Institut Düsseldorf, 15.09. – 24.11.2019).
Neben ihrer Tätigkeit als Jury-Mitglied des Düsseldorfer Literaturpreises ist Frau Dr. Sabine Brenner-Wilczek Jurorin in der Jury des Heine-Preises der Landeshauptstadt Düsseldorf.

© Schmidt-Dominé, Düsseldorf

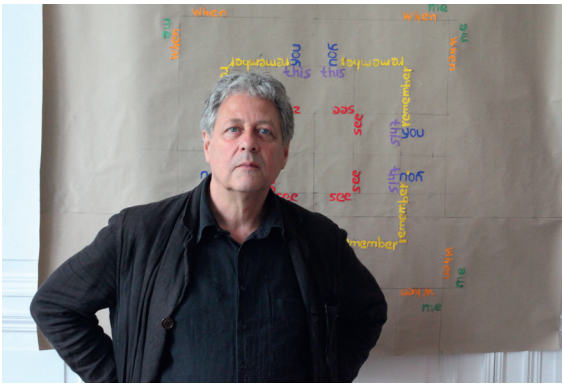
Dorothée Coßmann wurde 1967 in Köln geboren und wuchs im Rhein-Erft-Kreis auf. Nach einer Buchhandelslehre in einer literarischen Buchhandlung in Bergheim (Rhein-Erft-Kreis) studierte sie Volkswirtschaftslehre an der Universität zu Köln, begleitet von Beschäftigungen in der Buchhandlung und an der Universität. Nach dem Abschluss (Diplom) folgten Tätigkeiten in der Erwachsenenbildung, als Projektleiterin bei einem Buchhandelsgroßhändler sowie bei der Rheinischen Sparkassenakademie und nebenberuflich als Dozentin für Volkswirtschaftslehre. Seit 2010 ist sie Geschäftsführerin der Sparkassen-Kulturstiftung Rheinland. Neben der Ausrichtung, Betreuung und Begleitung zahlreicher Kulturprojekte ist sie verantwortlich für den jährlich vergebenen Großen Kulturpreis und Jugendkulturpreis der Stiftung. Außerdem ist sie Mitglied in mehreren Jurys, wie für den Düsseldorfer Literaturpreis, den DAVID-Preis für kleinere Stiftungsprojekte beim Deutschen Sparkassen- und Giroverband, für den Museumspreis der Sparkassen-Kulturstiftung Hessen-Thüringen oder den Luise-Straus-Preis des Landschaftsverbands Rheinland. Sie ist zudem in mehreren Gremien von Kultureinrichtungen und Vereinen aktiv.

©Jessica Bröckl

Emily Grunert, geboren 1992 in Mainz, studierte Kreatives Schreiben und Kulturjournalismus in Hildesheim und Angewandte Literaturwissenschaft in Berlin. Seit 2016 arbeitet sie als Literaturvermittlerin, Moderatorin und Autorin. Von 2018-2020 war sie als Programmleiterin des Literaturhauses Rostock tätig und entwickelte als freie Projektkoordinatorin Kultur- und Literaturvermittlungsformate. 2016 wurde sie beim Retzhof Preis für junge Literatur der Literaturwerkstatt Graz ausgezeichnet. 2019 erhielt sie den Literaturförderpreis der Stadt Mainz. Seit 2024 leitet Emily Grunert das Literaturbüro NRW in Düsseldorf

© Tobias Bohm

Tobias Lehmkuhl, geboren 1976, arbeitet in Berlin als Autor und Literaturkritiker für das Deutschlandradio, die Süddeutsche Zeitung u. a. 2017 wurde er mit dem Berliner Preis für Literaturkritik ausgezeichnet. Von ihm erschienen: *Coolness. Über Miles Davis,* Rogner & Bernhard, Berlin 2009, *Land ohne Eile. Ein Sommer in Masuren,* Rowohlt Berlin Verlag, Berlin 2012, *Die Odyssee. Ein Abenteuer,* Rowohlt Berlin Verlag, Berlin 2013, *Nico. Biographie eines Rätsels,* Rowohlt Berlin Verlag, Berlin 2018 und *Der doppelte Erich. Kästner im Dritten Reich,* Rowohlt Berlin Verlag, Berlin 2023.



© Claudia van Koolwijk

Rudolf Müller wurde 1951 in Heilbronn geboren und ist in Biberach a. d. Riß aufgewachsen. Er studierte Germanistik und Theaterwissenschaft in Köln, wo er anschließend in der Buchhandlung Walther König arbeitete. In Düsseldorf gründete er 1989 die eigene Buchhandlung, seit 2006 bekannt als Müller & Böhm Literaturhandlung im Heine Haus, eröffnet am Geburtstag Allen Ginsbergs und Todestag Franz Kafkas am 3. Juni. Er ist u. a. Juror beim Düsseldorfer Literaturpreis, in der Expertengruppe New Spanish Books sowie im Literaturbeirat der Landeshauptstadt Düsseldorf. 2006 war er Gründungsmitglied des Heine Haus Düsseldorf sowie 2007 in der Jury des Deutschen Buchpreises. Seit 2016 ist er Juror in der Akademie Deutscher Buchpreis.

Dr. Hubert Winkels wurde 1955 im Rheinland geboren. Er studierte Philosophie und Literaturwissenschaft und promovierte über deutsche Gegenwartsliteratur. Danach war er als Journalist tätig. 1985-1988 war er freier Schriftsteller. Seit 1988 ist er Literaturkritiker für *Die Zeit* und die *Süddeutsche Zeitung*. Außerdem arbeitete er als Fernsehmoderator u. a. bei Premiere, SWR und 3sat. Von 1997-2021 war er Literaturredakteur des Deutschlandfunk. Er hatte Gastprofessuren im In- und Ausland inne und ist Mitbegründer und Juryvorsitzender des Wilhelm Raabe-Literaturpreises. Elf Jahre lang war er Juror beim Ingeborg-Bachmann-Wettbewerb in Klagenfurt, davon sechs Jahre als Juryvorsitzender.
Veröffentlichungen sind u. a.: *Gute Zeichen. Deutsche Literatur 1995–2005*, Kiepenheuer und Witsch, Köln 2005. *Kann man Bücher lieben? Über den Umgang mit neuer Literatur*, Kiepenheuer und Witsch, Köln 2010 und zuletzt *Über Zufall, Schönheit und den Dorfpfarrer von Gohr*, Kiepenheuer und Witsch, Köln 2025.
Als Herausgeber u. a.: mit Moritz Baßler: *Raabe heute. Wie Literatur und Wissenschaft Wilhelm Raabe neu entdecken*, Wallstein, 2019. Mit der Kunst- und Kulturstiftung der Stadtsparkasse Düsseldorf: *Von eins bis zehn & weiter. Neue deutsche Literatur* (zum zehnjährigen Jubiläum des Literaturpreises der Stadtsparkasse Düsseldorf), Lilienfeld, 2012. Fünfzehn Bände mit Beiträgen zum Wilhelm Raabe-Preis: *Raabe trifft...*, Wallstein, von 2001 bis 2020 und *Klagenfurter Texte. Die Besten 2013, 2014 und 2015*, Piper Verlag.
Hubert Winkels lebt in Berlin und im Rheinland.

Für Ihre persönlichen Anmerkungen …

Für Ihre persönlichen Anmerkungen …

Stadtsparkasse
Düsseldorf
Kunst- und Kulturstiftung

Stadtsparkasse
Düsseldorf